



Vom Café Bank am Helvetiaplatz über die Langstrasse zum Neuseeland-Café: unterwegs mit Philipp Theisohn, Professor für neuere deutsche Literaturwissenschaften an der Universität Zürich und Projektleiter von «Conditio extraterrestris».

Interview: Heike Henzmann
Fotos: Holger Jacob

«Text als Maschine begreifen»

Heike Henzmann: Herr Theisohn, was hat es mit Ihrer Auswahl des Weges auf sich?

Philipp Theisohn: Wenn ich ausspannen will, wenn ich nachdenken will, wenn ich Leute treffen will, mich inspirieren lassen will, dann komme ich hierher. Meine Plattenläden sind hier, das Volkshaus, das «Bikini Vintage» und meine zweite Lieblingsbuchhandlung. Ich habe Freunde, Musiker, die hier wohnen. Das hier ist so die Ecke, wo man sagen kann, da hat Zürich am ehesten was von einer Grossstadt.

Sie sind Professor für neuere deutsche Literaturwissenschaften an der Universität Zürich und beschäftigen sich intensiv mit der Literaturgattung Science-Fiction. Wieso?

Ich bin kein Science-Fiction-Professor, aber ich nehme Science-Fiction als wichtigen Teil meines Korpus wahr. Es bringt nichts, Science-Fiction als ein eigenes Forschungsfeld abzustecken, denn das führt nur dazu, dass die Grenze zwischen dem literarischen «Kanon» und der Science-Fiction aufrechterhalten bleibt. Science-Fiction-Autoren wie Ray Bradbury, Isaac Asimov und Philip K. Dick sind ein

integraler Bestandteil der Kultur, so wie Goethe, Gottfried Keller und Thomas Mann. Science-Fiction ist ja keine «Para-Literatur». Wie technikaffin sie auch bisweilen sein mag, so war sie doch immer auch verbunden mit dem «hohen literarischen Diskurs». Allerdings interessiert sich Science-Fiction meist stärker für gesamtgesellschaftliche Zusammenhänge und Narrative. Das ist essenziell für mich.

Nehmen wir Kafka, Musil oder Frisch: Schreiben Autoren mit einer technischen Ausbildung anders als andere Autoren?

Die Art, wie ein Autor plottet, hängt davon ab, wie er konstruieren kann. Daran erkennt man, ob ein Autor seinen Text als Maschine begreifen kann oder nicht.

... seinen Text als Maschine begreifen?

Ich kann einen Text so aufstellen, dass er Automatismen hervorbringt. Fiction ist nicht frei. Fiction setzt immer bestimmte Grenzen, macht eine bestimmte Welt möglich. Das ist ganz klassisch World Making: Der Autor schafft einen Kosmos, in dem manche Dinge möglich sind, andere nicht. Die Welt, die er entwirft, kann wie eine

Maschine funktionieren. Wenn ich bei einer Maschine auf einen Knopf drücke, dann kommt etwas Bestimmtes heraus. Bei einem Text kann das ebenso sein. Man muss dabei nicht mal in den Futurismus gehen. Nehmen wir Kafka: Warum wird ein Mensch zum Käfer? Es gibt unterschwellige Prozesse, die zu diesem Ergebnis führen. Bei Kafka ist es das Element der Entmenschlichung. Aus den Figuren werden Automaten. «Das Fliegenpapier» von Musil ist auch so ein Text. Das Lebende, das im Fliegenpapier kleben bleibt, wächst im Klebenbleiben über sich hinaus. Die letzten Zuckungen des lebenden Körpers werden allmählich zu maschinellen Bewegungen. Und dann gehen auf einmal Augen auf – aber es sind eben die Augen von in Maschinen verwandelten Fliegen. Und mit diesen maschinellen Augen schaut einen der Text dann am Ende an, der wächst also über das Biologische hinaus, und sein Blick reicht damit weiter als unserer. Der Schlüssel zu der Frage, wie man Technik und Poesie verknüpfen kann, ist die Frage, wie ich jenseits des Menschen erzählen kann. Mich interessiert das posthumane Schreiben, mich interessieren Denk- und Sprachpro-

«Das, was
Maschinen
machen
können, das
sollen sie
machen.»

zesse, die unabhängig von uns stattfinden. Das führt uns zu Asimov, bei dem wir über Roboter reden, die mit drei Regeln programmiert wurden. Zunächst denkt man, damit lassen sich beim besten Willen keine Geschichten erzählen. Doch dann macht ein Roboter etwas, was wir nicht verstehen, und wir analysieren, warum er das macht. Wir erzählen eine Geschichte und wechseln in die Psychologie dieses Roboters. Und wir stellen fest, dass das total komplex ist. Gleichzeitig merken wir, wie wir uns selber, die wir unsere Verhaltensweisen für so komplex halten, in sehr wenige Regeln auflösen lassen.

Ist Science-Fiction reine Männersache?

Ich kenne mehr Frauen, die Science-Fiction lesen, als Männer. Und inzwischen schreiben meines Erachtens auch mehr Frauen Science-Fiction als Männer. Das hängt damit zusammen, dass sich das Genre verändert. Wir im deutschsprachigen Raum verknüpfen mit Science-Fiction eine Art Ingenieur-Literatur. Die hatte ihre Ursprünge in den zwanziger Jahren und ihre Hochzeit im Faschismus. Ein Vertreter dieser Art Literatur ist beispielsweise Hans Dominik. Diese Form der Literatur war in Plot und Figuren simpel und stellte eine Art Selbstbefriedigung dar. Es geht um Potenz, um Macht, um Waffen. Das ist ganz klar Männer-Literatur. Heute wirkt diese Form der Literatur sehr befremdlich. Der Ingenieur ist der Mann, der die Maschine besitzt, die ihm gehorcht. Maschinen machen uns

stärker, viriler. Das ist eine naive und beängstigende Vorstellung von Zivilisation. In den sechziger Jahren begann mit «Memoirs of a Space Woman» von Naomi Mitchison in den USA eine Ära, in der die Frauen die Science-Fiction für sich entdeckten. Science-Fiction ermöglichte es, in den erschaffenen Welten die Geschlechterverhältnisse neu zu denken, neue, andere Gesellschaftsordnungen zu entwickeln. Es gibt eine technophile Femininität, die erst durch Science-Fiction möglich wurde. Heute gibt es insbesondere im E-book-Bereich sehr viele Science-Fiction-Autorinnen. Allerdings greift die Reflexion in der Science-Fiction ja viel weiter: Will man Gesellschaft ganz neu denken, geht es nun nicht mehr nur um die Dichotomie Frau - Mann, sondern auch um die Dichotomien Mensch - Tier und Mensch - Maschine. Diese Differenzen werden wir neu verhandeln lernen müssen.

Was passiert, wenn Maschinen immer mehr Aufgaben übernehmen?

Das, was Maschinen machen können, das sollen sie machen. Wir müssen uns aber darüber im Klaren sein, was es bedeutet, wenn wir Verantwortung an Maschinen abgeben. Nehmen wir zum Beispiel selbst fahrende Autos. Warum wollen wir, dass Autos selbst fahren? Warum wollen wir diese Verantwortung an Maschinen abgeben? Blockchain ist hierfür ein gutes Beispiel. Die Begeisterung für Blockchain wächst, weil wir glauben, dass eine Maschine, in diesem Fall ein Code, unser Vermögen besser, gerechter und vor allem unkorruptierbar verwalten kann, besser als Banken. Menschen, die an diesen Code glauben, schliessen sich zusammen und verwalten ihr Vermögen miteinander. Doch was passiert, wenn nun einer herausfindet, wie er den Code dahin gehend nutzen kann, von dem Gesamtvermögen 50 Millionen für sich abzuzweigen? Das ist schon vorgekommen. Nun könnte man ja sagen, das ist so was wie ein Bankraub, wenn auch ein interessanter Bankraub, bei dem das Geld noch da ist, sichtbar ist, aber keiner mehr rankommt. Will man an das Geld trotzdem ran, muss man entscheiden, ob man auf Gesetzbücher zurückgreift und ein Strafverfahren einleitet, oder ob man das Prinzip, dass man in der Blockchain nicht zurückspulen kann, brechen will. Soll man also zurückspulen und neu starten? Wider das Prinzip der Blockchain? Erlauben wir

Heike Henzmann
im Gespräch mit
Philipp Theisohn.



eine menschliche Manipulation, damit wir eine moralische Vermögensordnung aufrechterhalten? Oder muss man sagen, wir erkennen den Code als Gesetz an? Dann ist der, der den Code für sich genutzt hat, im Recht.

Führt das vollständige Abgeben von Verantwortungen schlussendlich dazu, dass die Maschinen uns Menschen abschaffen?

Es geht um das Moment der Singularität, also um das Moment, in dem wir Maschinen schaffen, die sich selber programmieren, in dem wir Maschinen schaffen, die Maschinen schaffen. In dem Moment, in dem wir wirklich eine künstliche Intelligenz programmiert haben, kann es sein, dass dies die letzte Erfindung ist, die wir Menschen gemacht haben. Denn alle Weiteren macht die künstliche Intelligenz, denn die ist so intelligent wie wir, kann aber alles viel schneller und vernetzt machen. Wir stecken also in einem ethischen Dilemma. Wir müssen nicht nur eine Zweckintelligenz schaffen, sondern eine Intelligenz schaffen, die weiss, was gut für uns Menschen ist.

Das ist das Schwierigste, weil wir selber nicht genau wissen, was gut für uns ist. Wenn wir genau wüssten, was gut für uns ist, auch noch in tausend Jahren, dann hätten wir keine Probleme.

Die Beurteilung, was gut für uns ist, ist ja abhängig von unterschiedlichen gesellschaftlichen Wertesystemen.

Wir reden hier schlussendlich von Menschenrechten. Asimov hat das in seinen robotischen Gesetzen zu lösen versucht: «Du, Roboter, darfst nichts gegen den Menschen tun, ihm keinen Schaden zufügen, musst ihn im Gegenteil immer vor Schaden schützen.» Doch das Leben ist komplex. Die Maschine wird in Situationen kommen, wo sie abwägen muss, vielleicht zwischen verschiedenen Leben. Wenn wir eine Maschine entscheiden lassen, dann müssen wir akzeptieren, dass sich die Maschine gegen uns entscheidet. Das Problem liegt in der Frage, ob wir alles mitbedacht haben, wenn wir eine künstliche Intelligenz schaffen. Nick Bostrom, ein schwedischer Philosoph, der bekannt ist

für seine Veröffentlichungen auf dem Gebiet der Technikfolgenabschätzung, vertritt die Meinung, dass eine künstliche Intelligenz in ihren Zwecken sehr scharf begrenzt werden muss. Zur Verdeutlichung verwendet er häufig das Beispiel einer Maschine, deren Zweck es ist, Parkplätze zu schaffen, so viele wie möglich, so grosse wie möglich. Diese Maschine fragt aber nicht nach den Ameisenvölkern, die dort leben, die macht sie platt. Und wir sind so ein Ameisenvolk, wenn wir nicht richtig programmieren.

Wenn eine künstliche Intelligenz die Wirtschaft auf Vordermann bringen soll, die Unternehmen und deren Ressourcen so verwalten soll, dass es für alle gut ausgeht, dann gibt es Kollateralschäden. Und da werden wir nicht gefragt. Maschinen haben keine Emotionen.

An dieser Stelle endet der erste Teil des Gesprächs mit Philipp Theisohn. Die Fortsetzung folgt in der nächsten Ausgabe.



Leistungsstark

Effizient und flexibel

Frequenzumrichter Altivar Machine ATV320

Maschinenbauer müssen sich vielen Herausforderungen stellen. Die Suche nach dem richtigen Antrieb mit stufenloser Drehzahlregulierung sollte nicht dazugehören. Der Schneider Electric Altivar Machine ATV320 hilft Maschinenbauern dabei, ihre Effizienz auf einfache Weise zu verbessern: durch mehr Flexibilität mit zwei Formfaktoren, erweiterter Konnektivität und einer umfangreichen Liste an integrierten Sicherheitsfunktionen.



schneider-electric.ch/atv320

Life Is On

